

Psychodynamik der Mentalität der Helden in der Ilias

Ludwig Janus

Einleitung

Die Ilias des Homer ist ein Basistext der europäischen Kultur und insbesondere der Literaturwissenschaften. Doch wurde er in Bezug auf die psychologischen Aspekte und die in ihm zum Ausdruck kommende psychohistorische Mentalität bisher nur begrenzt und unvollständig diskutiert. Das soll nun in diesem kleinen Text skizzenhaft geschehen. Dazu ist es jedoch erforderlich, den entwicklungspsychologischen und psychohistorischen Hintergrund meiner Beobachtungen und Überlegungen zu erläutern, wie es in den drei Anfangsabschnitten geschieht. Ein wesentlicher Aspekt ist dabei eine biopsychologische Besonderheit des Homo sapiens, die darin besteht, dass er unreif und gewissermaßen unfertig in der Mitte der von der Evolution her für Nestflüchter vorgegebenen Schwangerschaft von ca. 21 Monaten mit neun Monaten als „sekundärer Nesthocker“ geboren wird. Diese Besonderheit hat individualpsychologische und kollektivpsychologische Implikationen. Im ersten Lebensjahr, dem sogenannten „extrauterinen Frühjahr“, lebt das Kind noch in einer Art traumartigem Bewusstsein, das im späteren Erleben als eine Art Hintergrundfilm erhalten bleibt, insbesondere in den ersten Lebensjahren, in denen die Märchen noch unmittelbare seelische Realitäten verkünden können. Aber auch in den Anfängen der Geschichte der Menschheit dominierte dieses traumartige Bewusstsein noch als magisches und mythisches Erleben, aus dem die Menschen sich erst dadurch herausarbeiteten, dass sie die Sprache als eine neue Verständigungsebene entwickelten und sich darüber hinaus eigene kulturelle und gesellschaftliche Wirklichkeiten schufen. Durch beides emanzipierten sie sich von ihrer Einfügung in das ihnen als Primaten vorgegebene Biotop.

In der Psychoanalyse wurde diese besondere Entwicklungsphase des ersten Lebensjahres von dem englischen Psychoanalytiker Donald Winnicott auch direkt als „Übergangsraum“ beschrieben, ohne dass dabei ein Bezug zu der biologischen Entdeckung der „physiologischen Frühgeburtlichkeit“ (Portmann 1969) hergestellt wurde. Heute ist es im Rückblick möglich, diese beiden Beobachtungsebenen integrativ zusammenzuführen, wie dies in den beiden ersten Abschnitten geschieht. Dazu kommt noch die Bedeutung der Sprache für die menschliche Bewusstseinsentwicklung. Sie ermöglicht einen Austausch in der Gruppe über die eigenen Befindlichkeiten und die Dynamik der Beziehungen und ermöglicht darüber eine zunehmende Reflexion der individuellen und gesellschaftlichen

Gegebenheiten, wofür eben die Ilias ein paradigmatisches Beispiel ist. Die archaische Mentalität, die sich in dem Geschehen des trojanischen Krieges spiegelt, fand in diesen Gesängen einen Ausdruck, und weil es in ihrer Entstehungszeit im achten Jahrhundert v. Chr. gerade möglich geworden war, sie schriftlich niederzulegen, sind wir heute nach weit über zweieinhalbtausend Jahren in der Lage, sie in ihrer Psychodynamik zu reflektieren und nicht nur literaturwissenschaftlich zu rezipieren, wie es dann in den folgenden Abschnitten geschehen soll.

Übergangsraum und Übergangsobjekte

Das von Donald Winnicott entwickelte Konzept des „Übergangsraums“ ist heute allgemein als bedeutsam anerkannt. Dabei konnte jedoch wegen des fehlenden Bezuges der Psychoanalyse zu den biologischen Wissenschaften der Zusammenhang mit der biologischen Ebene der „physiologischen Frühgeburtlichkeit“ nicht hergestellt werden. Setzt man jedoch beides miteinander in Beziehung, ergeben sich facettenreiche Einsichten, die ich später erläutern werde. Dass es zu dieser erkenntnisblockierenden Unbezogenheit von Untersuchungsfeldern kommen kann, hängt auch damit zusammen, dass sich die einzelnen Wissenschaften von ihren Methoden her immer auf verschiedene Wirklichkeitsebenen beziehen, wie etwa die Ebene der Physik, der Chemie, der Molekularbiologie usw. bis hin zur Ebene von Organismen und weiter zu den Ebenen psychologischen Erlebens. Im Rahmen der evolutionären Erkenntnistheorie hat der Wiener Verhaltensforscher Rupert Riedl (1985) diese Zusammenhänge systematisch reflektiert.

Wenn man den Zusammenhang jedoch vergegenwärtigt, dass Übergangsraum und „physiologische Frühgeburtlichkeit“ zwei Seiten der biopsychologischen Besonderheit des Homo sapiens darstellen, dann macht deren Verständnis die Besonderheit des Wirklichkeitsbezuges der Menschen zugänglich. Sie besteht darin, dass ein aus der Persistenz des Übergangsraums oder des „extrauterinen Frühjahrs“ resultierender Weltbezug eines traumartigen Bewusstseins und globalen Fühlens gleichzeitig mit einer realistischen Wahrnehmung der äußeren Wirklichkeit einhergeht. Dieses Nebeneinander konstituiert die magisch-animistischen Weltanschauungen der Stammeskulturen. Die in diesem Rahmen aus dem traumartigen Bewusstsein und der damit verbundenen fötalen Bedürftigkeit gemachten basalen zivilisatorischen Erfindungen verändern gleichzeitig die innere Funktionsstruktur des seelischen Selbsterlebens, insofern sich ein archaisches Ich als Gruppen-Ich entwickelt, das diese Erfindungen zwar macht, was aber aus den nicht reflexionsfähigen fötalen Bedürfnissen heraus geschieht, die Welt durch diese Erfindungen gewissermaßen wohnlicher

zu machen, damit sie geeignet ist, die zu früh verlorene Urheimat zu ersetzen. Diese fötalen Bedürfnisse liefern die Energie und Motivation zu den erstaunlichen Erfindungen. Dabei basierte der soziale Gruppenzusammenhalt noch immer auf den instinktiven Vorgaben der sozialen Instinkte der Primatengruppe mit ihren Feldern von männlichen Rivalitäten und Rankämpfen (DeWaal 2009) sowie dem weiblich-mütterlichen Feld der Schwangerschaft, Geburt und Kinderaufzucht und der damit verbundenen Geschwister- und Mutterbeziehung (Thanner 1997). Diese instinktive Basis ist der Hintergrund für die äonenlange Stabilität der Stammesgruppen. Der Umbruch der neolithischen Revolution mit der Erfindung von Ackerbau und Viehzucht hebelte diese instinktiven Vorgaben des Gruppenlebens aus und führte zu der völlig neuartigen Erfindung des sozialen Zusammenhalts über die allen gemeinsamen frühesten vorsprachlichen Gefühle der Mutter gegenüber in den matrifokalen Kulturen und späterhin für die zunehmend größeren Gruppen zu der Erfindung des sozialen Zusammenhalts über die magischen Gefühle dem frühen Vater gegenüber. Dadurch wird die männliche Dynamik der Rivalitäten und Rankämpfe die beherrschende gesellschaftliche Struktur. Dies ist uns paradigmatisch in der Ilias vermittelt, sodass über eine Reflexion dieses Textes Grundelemente dieser neuartigen seelischen und gesellschaftlichen Mentalität erschlossen und erläutert werden können.

Entwicklungspsychologische Besonderheiten des Übergangsraums bzw. des extrauterinen Frühjahrs

Die entwicklungsbiologische Besonderheit einer Geburt in der Mitte des Reifungsprozesses in der Schwangerschaft bedingt eine Unvollständigkeit in der Entwicklung insbesondere im Bereich des präfrontalen Cortex, der motorischen Areale und des Hippocampus. Darum kann das Kind im ersten Lebensjahr sich nicht sicher im Raum orientieren und nicht sicher zwischen innen und außen unterscheiden. Insbesondere gilt das für die Gefühle, so dass eigene Gefühle von außen zu kommen scheinen und von außen kommende emotionale Zuwendung nicht sicher als solche eingeordnet werden kann. Ganz offensichtlich sind die mangelnden motorischen Möglichkeiten im Vergleich zu reif geborenen „Nestflüchtern“, wie dem jungen Elefanten nach einer 21-monatigen intrauterinen Reifezeit. Die Unreife des präfrontalen Cortexes, der für die soziale Orientierung bedeutsam ist, mag für die affektive und soziale Unreife der Kinder bis weit in das zweite Lebensjahr hinein verantwortlich sein. Die instinktiv vorgegebene soziale Regulation von Schuld-, Scham-, Angst- und Wutgefühlen, die die Ebene unserer instinktiven Verhaltensregulation bestimmen, funktioniert eben wegen dieser Unreife noch nicht. Stattdessen hat das Erleben noch den globalen Charakter pränataler Gefühle, die eben noch keine feste Bindung an soziale Kontexte haben.

Deshalb sind die Affekte in den ersten eineinhalb Jahren leicht generalisiert und existenziell, sodass der Säugling und das Kleinstkind elementar auf eine emotionale Koregulation durch die Beziehungspersonen angewiesen sind.

Neuartig beim Menschen ist auch die entwicklungspsychologische Situation, dass er wegen seiner Unreife bei der Geburt gewissermaßen in der Mitte der Schwangerschaft schon sehen kann oder sehen lernen kann. Wegen der unzureichenden Orientierungsmöglichkeiten und Unterscheidungsmöglichkeit zwischen innen und außen ist dieses Sehen im Übergangsraum oder im "extrauterinen Frühjahr" weniger ein reifes perspektivisches Sehen, das räumliche Orientierung ermöglicht, sondern mehr ein emotionales Schauen und vielleicht auch Staunen über die Geschehnisse und die Zuwendungen und Abwendungen der Beziehungspersonen und vielleicht auch ein Staunen des Säuglings, was die Beziehungspersonen alles mit ihm anstellen. Die geschilderten Bedingungen entsprechen nun der gesellschaftlichen Inszenierung in den vom Mythos bestimmten Kulturen, was ich jetzt hier am Beispiel der Ilias erläutern möchte. Um das zu verstehen, ist es erforderlich, die grundsätzliche Funktion der Sprache in der menschlichen Entwicklung zu erläutern.

Evolutionsbiopsychologische Bedeutung der Sprache

Meine Vermutung geht dahin, dass das Nebeneinanderherlaufen einer instinktiven Bezogenheit und einer traumartigen magischen Bezogenheit zu vielfältig chaotischen Situationen führte und deshalb ein integrierendes Funktionssystem notwendig wurde, das in der Sprache gefunden wurde, also in einer in der Gruppe vereinbarten lautlichen Kommunikation. In der Sprachwissenschaft besteht die Annahme, dass diese sich am Anfang zuerst wesentlich auf die Unmittelbarkeit der emotionalen und verhaltensmäßigen Regulation im alltäglichen Zusammenleben bezog und gewissermaßen nur ein Ausbau der instinktiv vorgegebenen lautlichen Affektäußerungen war. Dabei bestand bei den Menschen die Besonderheit, dass sie ihre affektiven Äußerungen gezielt einsetzen konnten, während zum Beispiel beim Hund der Affekt und das Bellen unmittelbar aneinander gebunden sind. Die Evolutionsbiologin Elaine Morgan (1989) hat dies im Rahmen ihrer „Aquatic-Ape-Hypothese“ mit den Besonderheiten eines Lebens in einem tropischen Flachmeer während einer besonderen Entwicklungsphase in der Evolution des Homo Sapiens in Verbindung gebracht. Ihr Grundgedanke lässt sich salopp etwa so zusammenfassen: In dieser Zeit lebten die Menschen überwiegend von Muscheln, was wegen der Omega3-Fettsäuren das erstaunliche Hirnwachstum ermöglichte. Sie vermutet nun, dass die Notwendigkeit zur Ausbildung einer affektun-

abhängigen lautlichen Kommunikation darin begründet war, dass es in dieser Situation notwendig war, sich lautlich über gute Fundstellen für Muscheln zu verständigen.

Wie dem auch im Einzelnen gewesen sei, kam es nach der Vermutung des israelischen Historikers Yuval Harari (2013) vor ca. 60.000 bis 40.000 Jahren zu der neuen Entwicklung, dass die Menschen die lautliche Kommunikation auch dazu verwendeten über innere Befindlichkeiten zu sprechen, was er eine „kognitive Revolution“ nannte und darin den Beginn der dynamischen Kulturentwicklung sah. Die sprachliche Verständigung über innere Befindlichkeiten war eine enorme Erweiterung der kommunikativen Möglichkeiten und ermöglichte es, komplexe Beziehungssituationen sprachlich zu repräsentieren, szenisch zu gestalten und dann eben auch zu reflektieren. Der große weitere Schritt war dann ca. 3000 vor Christus die Erfindung der Schrift, die es erlaubte, die davor liegende zeitgebundene mündliche Weitergabe durch eine Weitergabe von sprachlichen Äußerungen und Erzählungen in einer objektivierenden Form zu ermöglichen. Die Ilias ist dafür eines der frühen großen Beispiele - ihr Inhalt beruhte wesentlich auf der Tradition von bis dahin mündlich überlieferten Gesängen. Die Schriftform ermöglicht uns eben heute, über zweieinhalbtausend Jahre später, eine Analyse der Mentalität, die sich in diesen Gesängen artikuliert.

Aspekte der Mentalität der homerischen Helden

Um die Hauptthese vorweg zu nehmen: die homerischen Helden befinden sich als Erwachsene in einem aus heutiger Sicht traumartigen kleinstkindlichen Erleben, das Julian Jaynes (1993) als „halluzinatorisches Bewusstsein“ bezeichnet hat und mit einer Dominanz der rechten Hemisphäre des Gehirns in Verbindung gebracht hat. Das Erleben des kleinen Kindes im zweiten und dritten Lebensjahr steht noch ganz im Bann des mythischen Erlebens des ersten „extrauterinen Frühjahrs“, das durch die Unreife der neuronalen Strukturen gekennzeichnet ist, aber ebenso noch durch eine Dominanz der rechten Hemisphäre des Gehirns, die für die Emotionalität eine zentrale Bedeutung hat.

Die Gefühlsregulation der Helden in der Ilias ist wesentlich durch die göttlichen Personen des Olympos bestimmt, so wie die des Kindes im ersten Lebensjahr durch seine Beziehungspersonen. Die Möglichkeit zu einer eigenen Gefühls- und Verhaltensregulation sind sehr beschränkt, wie dies Jaynes eindrücklich beschrieben hat. Die Helden haben kein Ich in unserem Sinne und auch keinen eigenen Willen. Darum kommt es bei relativ geringen Konflikten zu einem Umschlag in das traumartige frühkindliche oder „halluzinatorische“ Bewusstsein des ersten Lebensjahres. Man kann es auch so ausdrücken, dass ein sehr

fragiles Ich sehr rasch seine Kohärenz verliert, wie das auch beim Kind im zweiten und dritten Lebensjahr der Fall ist. Diese Fragilität des Ich und die damit verbundene große Kränkbarkeit ist ein wesentliches durchlaufendes Motiv der homerischen Gesänge. Dem entspricht auch, dass die Helden in überhösender und in gewissermaßen ichtstabilisierender Weise charakterisiert werden: Achill ist edel, Agamemnon ist der „Gebietet im Heer“, Odysseus hat eine dem Zeus gleichkommende Intelligenz, häufiger wird das Epitheton „göttergleich“ verwendet.

Insbesondere sei diese Fragilität oder geringe Ichstärke am Verhalten des Achill erläutert, der fast zehn Jahre sehr besondere Hilfen und Umstände braucht, um eine anfängliche Kränkung durch Agamemnon zu überwinden. Das Verdienst von Homer sehe ich darin, dass er diese Situation benennt und darstellt und dadurch eine Reflexion ermöglicht (Janus 2020a, S. 135f.) .

Die Kränkbarkeit des Achill vergegenwärtigen schon die Anfangszeilen:

„Göttin, singe mir nun des Peleussohnes Achilleus
unheilbringenen Zorn, der tausendfaches Leid den Achäern
schuf und viele stattliche Seelen zum Hades hinabstieß
der Heroen, sie selbst zur Beute machte den Hunden
und den Vögeln zum Fraß.“ (Homer, S.3).

Also auch Homer spricht nicht als Person, sondern singt als Sprachrohr der „Göttin“ oder der Musen, eben eigentlich aus einem traumartigen Bewusstsein heraus, das auch das ganze Geschehen prägt, aber eben immer mit Ansätzen zu einer Reflexion, die schon in der klaren Feststellung enthalten ist, dass der Zorn des Achill Ursache für den Tod vieler Achäer ist. Die Reflexion bezieht sich auch auf die Götter, wenn gefragt wird, „Wer hat jene der Götter empört zu feindlichen Hader?“. Der Konflikt zwischen Agamemnon und Achill wird also sofort als ein Konflikt der Götter interpretiert, weil die beiden eben noch kein in unserem Sinne personales „Ich“ haben, was überhaupt erst eine Selbstreflexion und Verantwortlichkeit ermöglichen würde. Aus einer modernen Mentalität heraus würde man sagen, die beiden haben einen emotionalen Konflikt, den sie austragen und in Gesprächen klären müssten. Aber die Kräfte der vorsprachlichen in den Göttern symbolisierten Gefühle sind übermächtig, darum eben der sofortige Umschlag in das traumartige Bewusstsein des ersten und auch noch zweiten Lebensjahres, das ich auch als „projektive Gefühlsregulation“ beschrieben habe (Janus 2020a). Wie in der Säuglingszeit wird das ganze Geschehen durch die in den Göttern personifizierten primären Beziehungspersonen beherrscht, in deren Bann eben auch noch das Kind mit zwei, drei Jahren steht.

Um die gleichzeitigen, eben eigentlich schon reiferen Ansätze zu einer Reflexion zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass wir in der Ilias ein spätes Produkt einer ganz langen Tradition von mythischen Berichten und Darstellungen haben (Seeck 2020, S. 18ff.), die eben deshalb trotz des mythischen Charakters diese beachtlichen personalen Züge haben, während die archaischeren Mythen von Uranos und Kronos eine ganz vorpersonale Charakteristik haben.

Insgesamt aber überwiegt der traumartige und kosmische Charakter des Geschehens, weil die göttliche und die irdische Welt aufs engste miteinander verbunden sind und das irdische Geschehen letztlich durch die himmlische Welt bestimmt ist. Das hat seinen Grund in entwicklungspsychologischen Zusammenhängen: die vorgeburtlichen Gefühle haben einen globalen Charakter und noch keinen situativen Kontext. Wegen der vorzeitigen Geburt ist das Leben des Menschen am Lebensanfang noch wesentlich durch diese globalen Gefühle bestimmt. Der Bezug auf einen situativen Kontext ist erst das Ergebnis eines Reifungs- und Sozialisationsprozesses in den ersten Lebensjahren, wobei die Kinder auf eine emotionale Koregulation durch ihre Eltern angewiesen sind, um die Gefühle zunehmend auf den sozialen Kontext der aktuellen gesellschaftlichen Situation beziehen zu können. Bei einem reif geborenen Tier wie dem kleinen Elefanten besteht von Anfang an ein klarer instinktiv geprägter situativer Bezug zwischen den Affekten und der gegebenen Lebenssituation. Das ist eben bei Menschen nicht der Fall und wir können die kulturelle Entwicklung ein Stück weit so verstehen, dass sie ein äonenlanger Entwicklungsprozess einer besseren Abstimmung der inneren Gefühle auf die jeweiligen sozialen Gegebenheiten ist. Die Ilias ist von uns aus gesehen eine Stufe in dieser Entwicklung, aber dabei das Ergebnis eines langen kulturellen Entwicklungsprozesses, von daher also bereits eine späte Stufe der Bewusstseinsentwicklung. Konkret hat dieses „halluzinatorische“ oder frühkindliche Bewusstsein in der Ilias die Folge, dass die praktischen Lebensvollzüge dauernd durch das Hineinstrahlen des traumartigen Bewusstseins in ihrem Vollzug gestört und verformt werden.

Ein besonders dramatisches Beispiel für diesen Sachverhalt wäre die Opferung der Iphigenie durch ihren Vater, um den Stress einer Flaute bei der Auswahl der Flotte seelisch zu bewältigen (Janus 2011, S. 188ff.). Die Behinderung des Plans der Ausfahrt führt gewissermaßen sofort zum Umschlag in traumartige globale Angst und in Schuld- und Vernichtungsgefühle, die nur über ein Ausagieren durch das Opfer der eigenen Tochter seelisch gemanagt werden können, weil das „Ich“ für ein Abwarten und ein Einstellen auf die reale Situation zu schwach ist.

Ein wichtiger Aspekt ist dabei, dass die Menschen in der Ilias, wie der Psychologe Julian Jaynes überzeugend ausgeführt hat, keinen eigenen Willen haben, es auch dafür kein Wort gibt: „Das Konzept des Willens ist eine auffallend späte Schöpfung des griechischen Denkens. So besitzen die Menschen in der Ilias keinen eigenen Willen und schon gar keine Vorstellung von Willensfreiheit“ (Jaynes 1993, 92).

Diese Gegebenheiten sind der Grund dafür, dass Handlungen nicht gefühlsmäßig verarbeitet und damit verantwortet werden können, sondern dem Handeln sofort Vergeltungen der Götter folgen. So verweigert Agamemnon „egoistisch“ die Rückgabe der geraubten Tochter eines Priesters des Apollon, kann dies aber innerlich nicht verantworten, weshalb Apollon als Exekutor seiner Schuldgefühle sogleich den Achäern die Pest sendet:

„Letos und Zeus Sohn (Apoll); denn der, dem Könige zürnend,
ließ im Heer eine Seuche entstehen; es starben die Mannen,
weil der Atride nicht Achtung erwies dem Priester des Gottes“ (Homer, S. 3)

Doch nicht nur das, sondern Apoll ist derartig wütend, dass er die Achäer mit Pfeilen beschießt:

„Doch dann zielend gegen sie selbst mit dem spitzigen Pfeile,
schoss er, und immer brannten zuhauf die Feuer der Toten,
Schon neun Tage flogen durchs Heer die Pfeile des Gottes“ (Homer, S. 4).

Wenn man diese rachsüchtigen und destruktiven Götter als Niederschläge von externalisierten Elternerfahrungen betrachtet, dann kann man sie als Widerspiegelung katastrophisch unvollständiger Elternerfahrungen nehmen. Wegen der Idealisierung der griechischen Kultur ist es nicht leicht auch diese Schattenseiten in den Blick zu nehmen. Vieles spricht dafür, dass die Mutter-Kind-Beziehungen damals aufs höchste traumatisch belastet waren (deMause 1979), einfach weil die Frauen nur entrechtetes Raubgut waren und in äußerst willkürlicher gewalttätiger Weise über sie verfügt wurde. Wenn man eine Stadt erobert hatte, raubte man sich ein Dutzend und mehr Frauen, ohne jeden persönlichen Bezug. Diese entwerteten und traumatisierten Geschöpfe gaben die Traumatisiertheit „natürlich“ direkt und transgenerationell an ihre Kinder weiter (Schacht 2017).

Es soll dann der Seher Kalchas die Ursachen der verheerenden Reaktionen des Apollo aufklären. Der Seher ist dazu im Prinzip bereit, doch befürchtet er mit Recht, bei missliebiger Auskunft umgebracht zu werden. Es bedarf ausdrücklicher Versicherung des Achill, dass dies nicht geschieht:

“Keiner, solange ich lebe und hier auf die Erde noch blicke,
soll bei den bauchigen Schiffen die wuchtige Hand an dich legen.“ (Homer, S. 5).

Nach dieser Versicherung wagt Kalchas dann die Aufklärung, dass es notwendig ist, die geraubte Tochter ihrem Priestervater zurückzugeben, um Apoll zu befrieden. Als Agamemnon sich dem fügen muss, könnte er eigentlich froh und erleichtert sein, dass sich das Problem so glimpflich lösen ließ. Doch konnte er dies halbwegs erst, nachdem er den Seher ausführlich beschimpft hat: Die Reaktion des Agamemnon wird so geschildert:

„.... unter ihnen (den Achäern) erhob sich Agamemnon
wutentbrannt; und es schwoll der Zorn und füllte das Zwerchfell
ganz schwarz an, seine Augen glichen dem lodernden Feuer.
Und zu Kalchas sprach er zuerst mit drohenden Blicken:
Unglücklicher, du hast mir noch nie nach dem Herzen gesprochen;
immer ist es dir lieb, das Schlechte mir zu verkünden,
Gutes hast du noch nie gesprochen oder vollendet.“ (Homer, S. 6)

Weil Agamemnon kaum zu beruhigen ist, versucht es Achilles mit folgenden Worten:
„Ruhmvoller Atreussohn, Besitzbegierigster aller,
wie sollen dir ein Geschenk die hochgemuten Achäer
geben, wir wissen ja nichts von irgend gemeinsamen Schätzen:
sondern so viel wir aus Städten erbeuteten, kam zur Verteilung;
nicht gehört sichs, das wieder zurückzufordern vom Kriegsvolk.
Drum schick diese dem Gotte hin; und wir Achäer wollen sie dreifach ersetzen und vierfach,
wenn uns einmal Zeus gönnen wird, der Troer befestigte Stadt zu verwüsten.“ (Homer, S. 6).

Aber Agamemnon kann sich auf dieses Angebot nicht einlassen, diffamiert es als einen Trick und droht, wenn man ihm keinen Ersatz für die Frau gäbe, die er dem Priester des Apoll zurückgeben musste, dann würde er sich eine Frau von den anderen mit Gewalt holen. Doch „finster blickend“ erwiderte hierauf „der schnelle Achilleus“:

„Weh mir, von Unverschämtheit Strotzender, voller Gewinnsucht;
wird der Achäer keiner noch froh deinen Worten gehorchen,
gilts einen Gang zu tun oder kräftig mit Männern zu kämpfen?
Nicht der Troer wegen, der Lanzen-werfenden, kam ich
hierher, um zu kämpfen, sie sind mir schuldig in gar nichts.
Niemals haben sie mir Rinder geraubt oder Rosse,

....

Viel mehr dir, Schamloser, folgen wir, dir zu Gefallen,

um Menelaos Ehre zu retten und deine, du Hundsaug,

...

Mir mein Ehrengeschenk selbst wegzunehmen, das drohst du,
das ich nach vielen Mühen erhielt von den Söhnen Achaias.“ (Homer, S.8).

Damit kündigte Achill seinen Rückzug mit den Worten an: „...ich bin nicht gesonnen, hier als
Missachteter dir Vergnügen und Reichtum zu häufen.“

„Ihm erwiderte darauf der Völker Herr Agamemnon:
zieh nur hin, wenn dein Herz dich drängt.

...

Mir am meisten verhasst bist du von den Fürsten, die Zeus nährt;
immer ist dir die Zwietracht lieb und Kriege und Schlachten.

....

Und nicht schert mich dein Zorn, vielmehr drohe hier also:
wie die Chryseis mir nun wegnimmt Phoibos Apollon –

... So hole ich mir die mit schönen Wangen Briseis
selbst aus deinem Zelt, dein Ehrengeschenk, dass du einsiehst,
wieviel höher ich stehe als du, und ein anderer zurückschreckt,
sich mir gleichzustellen und ebenbürtig zu dünken.’

Also sprach er; das ward dem Peliden zur Qual, und im Herzen
wog er hin und her in der haarigen Brust den Gedanken,
ob er, das scharfe Schwert von der Hüfte ziehend, die anderen
alle verjagen solle und niederhauen den Atriden.

Oder beschwichtigen solle den Zorn und den Ingrimmm beherrschen.

Während er solches erwog im Sinn und in seinem Gemüte,
zog er das große Schwert aus der Scheide, da nahte Athene
her vom Himmel gesandt von der weißellenbogigen Hera,
die um beide Helden zugleich in Liebe besorgt war.

Hinter ihn trat sie und fasst am blonden Haar den Peliden,
ihm alleine erscheinend, es sah sie keiner der anderen.“ (Homer, S.8f.).

Und Achill kündigt ihr an, er wolle jetzt den Agamemnon erschlagen. Darauf wendet Athen
ein:

“Deinem heftigen Drang zu beenden, kam ich vom Himmel,

wenn du mir folgst; mich sandte die weißellenbogige Hera,
die um beide von euch zugleich in Liebe besorgt war.
Aber wohlan, lasst ab vom Streit und ziehe das Schwert nicht,
sondern schmähe mit Worten ihn, wie es dir einfällt.
Denn das kündige ich dir, und wird es sicher erfüllen:
dreimal so herrliche Gaben werden dereinst dir bereit stehen
wegen der heutigen Schmach; du halt an dich und gehorch uns.’
Ihr erwiderte drauf und sprach der schnelle Achilleus:
,Euer beider Worte, Göttin, muss man gehorchen,
wenn auch sehr am Herzen erzürnt; denn so ist es besser;
wer den Göttern gehorcht, die pflegen auch sie zu erhören.’ (Homer, S. 10).

Dann lässt Achill seiner Wut freien Lauf:
„Doch der Pelide begann mit grimmigen Worten
auf den Atriden zu schimpfen und ließ noch nicht von dem Zorn:
‘Trunkenbold Du, mit dem Blick eines Hundes und dem Herz eines Hirsches!
Niemals dich für den Kampf zu wappnen zugleich mit dem Kriegsvolk
oder zum Hinterhalt zu gehen mit den besten Achäern
hast du im Herzen gewagt...“ (Homer, S. 10).

Aber Agamemnon befiehlt ungerührt den Herolden, zum Zelt des Achill zu gehen und ihm die schöne Briseis zu holen, notfalls mit Gewalt. Das geschieht und Achill ist verzweifelt und sitzt weinend am Meer:

„Und er erhob die Arme und betete laut zu der Mutter:
Mutter, da du mich nur für ein kurzes Leben geboren,
sollte mir der Olympier doch wohl Ehre verbürgen,
der in der Höhe donnernde Zeus; nun ehret er mich gar nicht.
Hat doch des Atreus Sohn, der mächtige Herr Agamemnon,
mich entehrt; er behält das Geschenk, das er selber mir weg nahm’,
weinend sagte er dies, und die hehre Mutter vernahm ihn,
die bei dem greisen Vater saß in den Tiefen des Meeres.
Und rasch tauchte sie aus dem grauen Meere wie Nebel,
und setzte sich nahe bei ihm, dem Tränen vergießenden, nieder,
streichelte ihn mit der Hand und sprach und sagte die Worte:

‘Kind, was weinst du so? Welches Leid ist ins Herz dir gekommen?

Sprich und verbirg mir nichts, damit wir beide es wissen.

Und schwer stöhnend sagte zu ihr der schnelle Achilleus,...

(nachdem er den ganzen Vorgang ausführlich geschildert hatte):

‘Du aber, wenn du vermagst, gib deinem Sohne jetzt Hilfe!

Gehe zum Olympos hin und flehe zu Zeus, wenn du je ihn,

sei es mit Worten oder sei es mit Werk, im Herzen erfreut hast.

...’

Darauf entgegnete ihm die Thetis, Tränen vergießend:

‘Oh, mein Kind, was zog ich dich auf und gebar dich im Unglück?’(S. 18).

....

Und sie verspricht zu gehen, um Genugtuung für ihn zu erlangen.

Ich habe dies so ausführlich zitiert, um den kleinstkindlichen Charakter der Mentalität der Helden am Beispiel des Achill deutlich zu machen. Aus dieser Mentalität heraus ist Achill vollständig konfliktunfähig, reguliert sich über eine magische Vergegenwärtigung der kleinstkindlichen Mutter, die alles wieder gutmachen soll. Dieser Konflikt löst sich auch nicht auf, sondern viele Jahre später rechtfertigt Agamemnon sein Verhalten dadurch, das habe ihm der Zeus eingegeben. Und das kann Achill als Rechtfertigung annehmen, während es aus der heutigen Mentalität als inakzeptable Ausrede erscheinen würde.

Was ist nun ein Hintergrund dieses Verhaltens? Entscheidend dürfte die schwere Verformung der Mann-Frau-Beziehungen in der frühgriechischen Kultur sein: wie Zeus ist der Mann der Stärkste, Schrecklichste, und hat trotz offensichtlicher Willkür immer recht und man muss sich ihm fügen. Die Frauen haben ihm gegenüber keinerlei Recht. Entsprechend vorpersonal sind die Mann-Frau-Beziehungen, wie sie in der Ilias geschildert werden, und man kann vermuten, dass auf diesem Hintergrund auch die frühen Elternbeziehungen lediglich versorgend und wenig persönlich waren (Einzelheiten bei deMause 1979). Meine Vermutung geht dahin, dass sich deshalb in der sexuellen Begegnung Männer und Frauen wie Götter oder Göttinnen erleben können, wie man die übermächtigen Bezugspersonen im ersten Lebensjahr in einer Art himmlischen Glanz erlebt hat. Darum das ganz verbreitete Motiv, dass entweder die Frau das Gefühl hat, mit einem Gott geschlafen zu haben, oder eben der Mann mit einer Göttin. Im Fall des Achill ist er der Sohn der göttlichen Nereide Thetis und des irdischen Peleus. Ein solcher Sohn hat dann halbgöttliche Qualitäten, wie

dies bei Achill der Fall ist. Und für ihn hatte eben die Mutter gefühlsmäßig auch diese Qualitäten, wenn auch in der Realität die Frauen Raubgut waren.

Diese „narzisstische Qualität“ der Mann-Frau-Beziehungen ist auch der Anlass für den auslösenden Konflikt, den Raub der Helena durch den Troer Paris. Auch hier geht es nur darum, dass der Mann sich der Schönheit der Frau erfreuen will, ohne jede persönliche Beziehung. Darum ist auch die gewaltmäßige Aneignung das Selbstverständliche, was dann wieder die unreflektierte globale Gegengewalt des Kriegszuges gegen Troja auslöst. Das Besondere an der Ilias ist nun, dass trotz der absoluten Dominanz des Götterwillens immer wieder Reflexionen bei den verschiedenen Beteiligten auftauchen, die die Sinnhaftigkeit dieses Verhaltens in Frage stellen. So wird an einer Stelle klar, dass es eigentlich um einen ganz individuellen Konflikt zwischen Menelaos und Paris geht, was dem ganzen Kriegsunternehmen auf einer reflexiven Ebene seinen Sinn entzieht. Deshalb beschließt man, den Konflikt durch die immer noch archaische Rechtsform des Zweikampfes zwischen Menelaos und Paris zu lösen. Diese schon im Ansatz reflexive Lösung wird durch das Eingreifen der Götter vereitelt, indem Aphrodite den Paris, als er zu verlieren droht, in sein Schlafzimmer zu Helena versetzt, und dazu noch Athene auf Anstiftung von Hera aber mit Billigung von Zeus den Troer Laodokos dazu verführt, den Menelaos durch einen Pfeilschuss zu töten und damit die Friedensvereinbarung zu verstoßen (Homer, S.66). Der Pfeilschuss ist durch das Eingreifen von Artemis nicht tödlich, aber Menelaos hat eine blutende Wunde und der Krieg geht wieder weiter.

Wie nah das ganze Geschehen dem kleinstkindlichen Erleben ist, zeigt sich meines Erachtens auch darin, dass die Götter von den Menschen in aus heutiger Sicht überraschender Weise körperlich verletzt werden können. So erleidet Ares im Kampf an einer Stelle eine schwere Verletzung und muss aufwendig und kompliziert im Olymp wieder geheilt werden. Ich sehe darin eine Widerspiegelung von kleinstkindlichen Wutverhalten, dass sich ja die Kinder durchaus auch schon gegen die übermächtigen Eltern wehren können, das Kind die Mutter in die Brust beißen kann oder die Mutter oder den Vater schlagen kann. Ein andere Widerspiegelung kindlichen Erlebens besteht in der Belebung von Gegenständen: so ist der Speer begierig, einen Körper zu zerfleischen. Und die Tiere können, wie es dem kindlichen Erleben ganz selbstverständlich ist, wie Menschen reagieren: so weinen die Pferde des Patroclos nach dessen Tod oder später können die Pferde des Achill sogar sprechen und er, keineswegs erstaunt, unterhält er sich mit ihnen. Dann erscheint die Natur wie in einem Nachhall des Erlebens der magisch-animistischen Kulturen belebt und in immer neuen Beispielen spiegelt sich das Kampfgeschehen in Vorgängen in der Natur, beispielsweise der

Kampf zwischen zwei Helden im Gegeneinander-Peitschen von zwei Tannen im Sturm. Und dann vermute ich, dass sich in den beständigen Streitereien der Götter entsprechende Streitereien in den griechischen Familien widerspiegeln. Das kann sogar zu Tötlichkeiten führen: so wird an einer Stelle Ares vom Himmel auf die Erde geschmettert, wodurch er schwer verletzt ist. Als Aphrodite ihm helfen will, kommt Athene herbei und gibt ihr einen solchen Schlag vor die Brust, dass sich ihre „Glieder lösen“, was die übliche Bezeichnung für ein Sterben ist. Doch da Aphrodite zu den Unsterblichen gehört, kann der Leser beruhigt sein, sie wird sich wieder erholen. An anderer Stelle nimmt Hera aus Ärger der Artemis den Bogen ab und haut ihn ihr um die Ohren. Also hier zeigt sich die gleiche mangelhafte Gefühlsregulation, wie wir sie auch für die damaligen Griechen annehmen dürfen.

Eine wesentliche Folge dieser absoluten Konfliktunfähigkeit ist nun, dass eben ein Konflikt sofort in Gewalthandlungen umschlägt, die sich auf das Grausamste in den unglaublichen und im Einzelnen minutiös hundertfach geschilderten Kämpfen vollziehen, die eigentlich den Charakter von Metzereien haben. Besonders der Held Achill tut sich hier in seiner absoluten Erbarmungslosigkeit aus heutiger Sicht unrühmlich hervor. Das Maßlose dieser Kämpfe hat nun aus perinataler Sicht folgenden Hintergrund: vom Primatenerbe gibt es eine kämpferische Bereitschaft der männlichen Mitglieder, die Gruppe unter Einsatz des eigenen Lebens gegen eine feindliche Außengruppe zu verteidigen. Auf der Ebene der Stammeskulturen führt das in der Regel jedoch nur zu wechselseitigen Bedrohungsritualen, ohne wechselseitige Tötungen in Form von Kriegen, wie sie in den späteren patriarchalen Kulturen üblich sind. Diese haben eben auch einen perinatalen Hintergrund in dem Sinne, dass sich mit dieser Kampfbereitschaft gegen die Fremdgruppe die perinatalen Muster der Geburt legieren. Dadurch wird der Verteidigungskampf zu einem Überlebenskampf und zu eine Art Drachenkampf, wie es der russische Märchenforscher Vladimir Propp (1987, S. 348, s. auch Janus 2011, S. 172) als zentrales Märchenmotiv formulierte: „Der Drache, aus dem der Held geboren ist, muss vom Helden erschlagen werden“. Der weitere Zusammenhang ist der, dass sich die Stammeskulturen gewissermaßen noch im natürlichen Zusammenhang der instinktiven Regulation des Gruppenlebens befinden, während die späteren hochkulturellen Gesellschaften nach der neolithischen Revolution in einer künstlichen Weise durch frühe Elterngedühle zusammengehalten werden, und zwar letztlich durch magische vorgeburtliche Gefühle in dem Sinne, dass die „Heimat“ der eigenen Stadt oder des eigenen Volkes so etwas wie eine Art Urheimat ist, ein magischer Ersatz für die vorzeitig verlorene Urheimat vor der Geburt. Daher führt eine Bedrohung dieser „Heimat“ als einem

magischen Lebensraum zu einer Aktivierung der perinatalen Muster eines Geburts- und Überlebenskampfes (Wasdell 1993, Janus 2015, Janus, Kurth, Reiss, Egloff 2020).

Und da ist nun wichtig, dass die patriarchalen Hochgötter und Herrscher in einer verdeckten Weise diese eigentlich mütterliche Allmacht usurpiert haben (Meyer-Seethaler 1993), sie für sich beanspruchen und eben mit Gewalt durchsetzen.

Das ist also der Untergrund für die unendlichen mörderischen Kämpfe in der Ilias, die in etwas rätselhafter Weise scheinbar von den Göttern gewollt sind, und zwar in einer merkwürdigen Willkür. Mal setzten sich die Götter für die eine Seite ein, dann wieder für die andere. Einmal kommt es fast zu einer Schlacht der Götter, als die Protagonisten der unterschiedlichen Unterstützer mit ihren Anhängern aneinander geraten. Das kann erst in letzter Minute abgewendet werden. Man könnte es auch so sehen, dass hier erstmals eben auf der Ebene der Götter und Göttinnen das Signum der Ambivalenz auftaucht, das dann erst auf der Ebene der Moderne im 19. Jahrhundert von Nietzsche als das Signum des Menschen der Moderne bezeichnet werden wird. Die abgründige Qualität der Ambivalenz im menschlichen Verhalten wurde von dem Psychoanalytiker Gustav Hans Graber in seinem Buch „Die Ambivalenz des Kindes“ (1924) mit der Unvermitteltheit der Geburt in Verbindung gebracht. Dieser Gesichtspunkt wird noch vertieft durch die späteren biologischen Erkenntnisse zur „physiologischen Frühgeburtlichkeit“, also der Unreife bei der Geburt, in dem Sinne, dass diese vorzeitige Geburt eben eine evolutionäre Kompromissbildung ohne eine wirkliche instinktive Sicherung ist, wie sie sonst den elementaren Verhaltensweisen vorgegeben ist. Insofern hat also die Ambivalenz einen tiefen biopsychologischen Grund in dem Sinne, dass zwar das Kind zur Welt kommen will, aber nicht in einer so unfertigen und hilflosen Weise.

Abschließende Bemerkungen

Ich hoffe, dass meine Ausführungen und Überlegungen verdeutlichen konnten, dass eine pränatalpsychologische und psychohistorische Sichtweise das Verständnis des Geschehens in der Ilias vertiefen und erweitern kann, dessen Charakteristik von den Altertumswissenschaftlern Dietrich und Brigitte Mannsperger (2017) so differenziert und umfassend beschrieben worden ist. Doch hat insbesondere Julian Jaynes in meiner Sicht überzeugend ausgeführt, wie einseitig und unvollständig die literaturwissenschaftliche Erfassung des Textes ist, indem sie das ganze Geschehen als eine Art poetische Vision darstellt, die dann in einer intellektuellen Weise kartographiert wird: “Es besteht also *keinerlei* Zweifel hinsichtlich des historischen Substrates der Dichtung. Die „Ilias“ ist *keine* Literatur – wenn man unter

Literatur das Resultat einer aus sich selber schöpfenden Einbildungskraft versteht – sie ist ein Stück Geschichte und Geschichtsschreibung der mykenisch-ägäischen Periode und ist von daher von Rechts wegen ein Fall der Psychohistoriker“ (Jaynes 1993, S. 99). Den psychologischen Aspekt formuliert er so: „Tatsächlich meine ich, dass die Gott-Held-Beziehung – als genetische Vorform – in der Sache genau dem entspricht, was bei Freud als Ich-Über-Beziehung und bei George H. Mead als Beziehung des Selbst zum generalisierten Anderen erscheint“ (Jaynes 1993, S. 97).

Die psychologischen Aspekte vertieft Jaynes mit folgenden Sätzen: “Die Götter sind – so würden wir es heute ausdrücken – Halluzinationen. Gewöhnlich sind sie zu sehen und zu hören nur für denjenigen Helden, an den sie gerade das Wort richten. Manchmal kommen sie aus einem Nebel oder aus einem „grauen Gewässer“ des Meeres oder eines Flusses, oder vom Himmel herunter – was alles darauf hindeutet, dass ihnen auraartige Gedächtniserscheinungen vorausgingen. Zu anderen Malen dagegen ist es einfach nur so, dass sie plötzlich da sind. In der Regel melden Sie sich in eigener Person, meist nur stimmlich; zuweilen kommen sie doch auch in Gestalt eines Menschen aus der näheren Umgebung des Helden. Unter den zuletzt genannten Aspekten ist die Beziehung zwischen Apoll und Hector besonders interessant: im 16. Gesang tritt Apoll Hector zur Seite in Gestalt von dessen Oheim, im 17. Gesang spricht er zu ihm in Gestalt des verbündeten Kikonenfürsten Mentos und dann nochmals in Gestalt des liebsten Gastfreunds Phainops.“ (Jaynes 1993, S. 97). Im Verständnis der Psychoanalyse würde man von Introjekten von frühen förderlichen Beziehungspersonen sprechen, denen man willenlos folgt, wie das Baby oder Kleinkind den Vorgaben der für ihn gewichtigen Beziehungspersonen folgt. Die haben gewissermaßen das „Bewusstsein“, wie Jaynes es ausdrückt: “Kurzum, die Götter spielen die Rolle des Bewusstseins.“ (Jaynes 1993, S. 95). Er beschließt seine Ausführungen über die Götter mit dieser Charakterisierung der Helden: „Sie waren erlauchte Roboter, die nicht wussten, was sie taten.“ (Jaynes 1993, S. 98).

Das ist nun genau der Eindruck, den man von den führenden „Nazigrößen“ haben kann: Sie waren leider nicht mehr “erlauchte“ Roboter, sondern einfach nur „schreckliche“ Roboter. Aber diese Robotereigenschaft haben sie eben mit den homerischen Helden gemeinsam, und von daher kann ein Verständnis der Psychodynamik der homerischen Helden ein Verständnis für die Psychodynamik der Gefolgsleute der modernen Diktatoren ermöglichen. Das Verhältnis des deprivierten und geschlagenen Kleinkinds reduziert sich auf besinnungslose Gefolgschaft als Überlebensstrategie und in diesem Sinne sind die deprivierten und gewaltdurchtränkten Kindheiten noch der Mehrheit der Bevölkerung im 20. Jahrhundert der

Hintergrund für die unsäglichen Gräuel, die die Wiederaufführung erlittener Kindheits-schrecken auf der Erwachsenenenebene darstellen (deMause 2005, Janus 2020b). Der große Unterschied liegt darin, dass die in sich auch kritisch-reflexive Vergegenwärtigung der frühgriechischen Mentalität in der Ilias des Homer ein psychohistorischer Fortschritt gegenüber den vorangehenden totalitär kriegerischen Kulturen etwa der Assyrer und anderer war, während die Wiederauflage dieser regressiven Mentalität im Nationalsozialismus ein Rückfall in der Moderne auf dem dynamischen Wege zu einer verantworteten Emotionalität und Reflexivität war. Zur Verarbeitung dieses Rückfalls, die bisher weitgehend noch rein intellektuell und moralisch erfolgt, kann das Verständnis auf dem Hintergrund eines Verständnisses mit einer erweiterten präpsychologischen und psychohistorischen Wahrnehmung, wie es hier skizzenhaft ausgeführt ist, eine hilfreiche Ressource sein. Dafür ist die Ilias letztlich auch nur ein Beispiel. In gleichem Sinne kann das Verständnis der Kunst insgesamt unter diesem erweiterten Blickwinkel aus einer solchen erweiterten psychohistorischen und pränatalpsychologischen Perspektive aus bestimmten Verengungen der akademischen Kunstwissenschaft herausführen, die ihre Verdienste und auch ihre Begrenzung in einer objektivierbaren Beschreibung hat, um so zu einem inneren Verständnis der Psychodynamik des künstlerischen Prozesses zu kommen. Dies hat Otto Rank in seinem großen Werk „Kunst und Künstler“ (1932) paradigmatisch getan. Zusammen mit dem Kölner Maler, Kulturwissenschaftler und Kunsttherapeuten Klaus Evertz habe ich diesen Forschungsansatz weiter fortgesetzt (Janus 2003, Janus, Evertz 2008). Einer Anregung von dem finnischen Psychologen und Kulturwissenschaftler Juhani Ihanus (2019) über das transformative Potenzial der Wörter kann man die Literatur als eine Art kollektive „Redekur“ verstehen, die eine kontinuierliche kulturelle Transformation ermöglicht, wie ich das skizzenhaft schon in meinem Text „Die Widerspiegelung der Mentalitätsentwicklung in der Geschichte der Literatur“ (Janus 2018) entworfen habe. Die Dichter und Schriftsteller heben das wesentlich unbewusst ablaufende gesellschaftliche Geschehen in ihren Werken auf eine sprachliche und damit reflexive Ebene und schaffen dadurch für die nächste Generation eine neue Ausgangsebene für ihre Lebensgestaltung. Am Beginn der europäischen Literatur ermöglicht Homer nun in diesem Sinn durch die Darstellung der widersprüchlichen Welt der homerischen Helden die innere Repräsentation dieser Welt und eröffnet damit den Raum einer emotionalen Reflexivität, durch den die griechische Kultur eine neue kulturelle Dimension gewinnt. In verwandtem Sinne hebt Jaynes (1993, S.108, 313ff.) die reflexiven Ansätze in der Ilias hervor, wie sie in der Odyssee dann weiter entfaltet werden.

Literatur

- DeMause L (1979) *Hört Ihr die Kinder weinen?* Suhrkamp, Frankfurt.
- Evertz K, Janus L (Hg.) (2003) *Kunstanalyse*. Mattes, Heidelberg.
- Graber G H (1924) *Die Ambivalenz des Kindes*. Ges. Werke Bd. 1. Bezug: Axel Bischoff, Friedhofweg 8, 69118 Heidelberg.
- Harari Y (2013) *Eine kurze Geschichte der Menschheit*. DVA, München.
- Homer (ca. 800 v. Chr.) *Ilias*. Reclam, Stuttgart 2019.
- Ihanus J (2019) *Transformative Words*. Nova, New York.
- Janus L (2003) *Die Wurzeln künstlerischer Gestaltung in der individuellen und kollektiven Urgeschichte*. In: Evertz K, Janus L (Hg.) *Kunstanalyse*. Mattes, Heidelberg.
- Janus L (2011) *Wie die Seele entsteht*. Mattes, Heidelberg.
- Janus L (2015) *Geburt*. Psychosozial, Gießen.
- Janus L (2018) *Die Widerspiegelung der Mentalitätsentwicklung in der Geschichte der Literatur*. In: Janus L „Homo foetalis et sapiens – das Wechselspiel des fötalen Erleben mit den Primateninstinkten und dem Verstand als Wesenskern des Menschen. Mattes, Heidelberg.
- Janus L (2020a) *Psychodynamik der projektiven Gefühlsregulation*. In: *Grundstrukturen menschlichen Seins: Unfertig - Werdend - Kreativ*. Psychologische Ergänzungen zu *Ontologie, Erkenntnistheorie und zur Philosophie des Parmenides*. Mattes, Heidelberg. S. 93-212.
- Janus L (2020b) *Die Kindheitsursprünge der Diktaturen des 20. Jahrhunderts*. In: *Grundstrukturen menschlichen Seins: Unfertig - Werdend - Kreativ*. Psychologische Ergänzungen zu *Ontologie, Erkenntnistheorie und zur Philosophie des Parmenides*. Mattes, Heidelberg. S. 115-133.
- Janus L, Evertz K (Hg.) (2008) *Kunst als kulturelles Bewusstsein von vorgeburtlichen und geburtlichen Erfahrungen*. Mattes, Heidelberg.
- Janus L, Kurth W, Reiss H, Egloff G (2019) *Die weiblich-mütterlich Dimension und die kindheitliche Dimension im individuellen Leben und im Laufe der Menschheitsgeschichte*. Mattes, Heidelberg.
- Jaynes J (1993) *Der Ursprung des Bewusstseins*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Meier-Seethaler C (1993) *Von der göttlichen Löwin zum Wahrzeichen männlicher Macht. Ursprung und Wandel großer Symbole*. Kreuz, Stuttgart.
- Mannspenger B, Mannspenger D (2017) *Homer verstehen*. WBG, Darmstadt.

- Morgan (1989) Kinder des Ozeans. Der Mensch kam aus dem Meer (Deutsche Ausgabe von The Aquatic Ape: A Theory of Human Evolution). Goldmann, München.
- Propp V (1987) Die Wurzeln des Zaubermärchens. Hanser, München.
- Riedl R (1985) Die Spaltung des Weltbildes. Parey, Berlin.
- Schacht J (2017) Otto Gross, Original Sin and Psychoanalysis. In: Egloff G (ed.) Child-Rearing - Practices, Attitudes and Cultural Differences. Nova Science, New York. S. 183-196.
- Seeck A (2020) Homer – eine Einführung. Reclam, Stuttgart.
- Thanner N (1997) Der Anteil der Frau an der Entstehung des Menschen. dtv, München.
- De Waal F (2009) der Affe in uns. Warum wir sind, wie wir sind. dtv, München.
- Wasdell D (1993) Die pränatalen und perinatalen Wurzeln von Religion und Krieg. Download von www.Ludwig-Janus.de.

Adresse:

Dr. med. Ludwig Janus
Facharzt für Psychotherapeutische Medizin, Pränatalpsychologie und Psychohistoriker
Institut für Pränatale Psychologie und Medizin
Jahnstr. 46, 69221 Dossenheim
Tel. 06221 80 16 50, Mobile 01774925447
janus.ludwig@gmail.com
www.Ludwig-Janus.de
www.praenatalpsychologie.de
www.geburtserfahrung.de